

Vorwort der Herausgeber

MAV-aktuell

- Verleihung der Franz-Schnabel-Preise des MAV 2023
Hermann Wiegand **7**
- Der Arbeitskreis Junge Regionalforschung im Jahr 2023
Maike Sambaß und Daniel Reinemuth **9**

MAV-Wissenschaft

- Ursprung und Geschichte des
„Mannheimer Pfennigs“ von 1374–1824
Michael Plumpe **11**
- Von der Festung an den Rhein: Der Schlossgarten
Mannheim in seiner geschichtlichen Entwicklung
Florian Schleifer **25**
- Joseph Fratrel (1727–1783)
und seine Apotheose an Kurfürst Carl Theodor
Wolfgang Kunz **35**
- Frauen schaffen Öffentlichkeit
Literarisch-politische Salons in Frankreich und Deutschland
im 18. und 19. Jahrhundert
Uta Jungcurt **53**
- „Carl Theodor! – Dein Geist lebt fort in diesen Hallen!“
Die Nachfolgesammlung des Mannheimer Antikensaals
im Spiegel eines Reiseberichts von 1809
Ellen Suchezky **75**
- Die „Badische Brauerei AG“ in Mannheim (1887–1918)
Sebastian Parzer **85**

MARCHIVUM-aktuell

- Eine gelungene Symbiose: Mannheim und Ulrich Nieß
Harald Stockert **97**
- Der „Neue“ übernimmt –
Harald Stockert leitet das MARCHIVUM
Ulrich Nieß **100**

Vom Kriegsverlust zur digitalen Plattform:
Die Archivaliensammlung des Mannheimer Altertumsvereins
Peter Galli **103**

Vom Kriegsverlust zur digitalen Plattform: Digitalisierung und
Onlinestellung der Archivaliensammlung des Mannheimer
Altertumsvereins
Harald Stockert **109**

MARCHIVUM-Wissenschaft

- „Mannheim wird das Sprachenzentrum Europas“
Curt Sigmar Gutkind und das weltweit erste
moderne Dolmetscher-Institut
Andreas F. Kelletat **111**
- Mannheim und die „moderne Tanzkultur
in der Zwischenkriegszeit“
Doreen Kelimes und Thomas Osmond **129**
- „... völlig einsichtslos in Bezug auf primitivste sittliche
Begriffe ...“ Das Leben und Schicksal der Maria Bauß
(1916–1943)
Louisa van der Does **140**

rem-aktuell

- Zum Gedenken an Traudl Engelhorn-Vechiatto
Susanne Hammer und Tanja Vogel **161**
- Die Eröffnung des Peter & Traudl Engelhornhauses
Susanne Hammer und Tanja Vogel **163**
- HERZKLOPFEN. Zeitgenössische Glaskunst
aus der Sammlung Peter und Traudl Engelhorn
Eva-Maria Günther **167**
- Flussaufwärts von Bingen nach Basel: Die Ausstellung
„Die Welt am Oberrhein – Fotografien von Robert Häusser
aus den 1960er Jahren“
Stephanie Herrmann **169**

rem-Wissenschaft

Die Euphrat-Antiken an den Reiss-Engelhorn-Museen.
Archäologische Fundstücke vom Bau der Bagdadbahn
Anna Georgiev

177

Von Normannen und „Norfrauen“

Viola Skiba

183

Ein Fotoalbum aus Cleveland, Ohio, USA,
aus der Bürgerkriegsära 1867

Claude W. Sui

204

„... zu jung für die Archäologen...“.

Zu einigen Funden aus dem Luisenpark in Mannheim

Klaus Wirth

211

L. Bissinger – Mineralwasser made in Mannheim

Teil 2

Jutta Neuhaus

231

Impressum

240

Michael Plumpe

Ursprung und Geschichte des „Mannheimer Pfennigs“ von 1374–1824

Einleitung

Der „Mannheimer Pfennig“ ist eine Schöpfung der Jetzt-Zeit. Der Verein der Freunde des Stadtarchivs Mannheim e.V. hat ihn erschaffen und 1999 zum ersten Mal verliehen. Der Verein nennt sich seit 2018 „Freundeskreis MARCHIVUM“ und verleiht den neuzeitlichen „Mannheimer Pfennig“ in Erinnerung an die mittelalterlichen Wurzeln Mannheims an besondere Förderer der Stadtgeschichte (siehe Mannheimer Geschichtsblätter Ausgabe 39/2020; Seite 60: „Verleihung des Mannheimer Pfennigs an Professor Dr. Hermann Wiegand am 15. Februar 2020“).

1. Der rheinische Münzverein

Das mittelalterliche Geldsystem besteht im alten deutschen Reich zunächst fast nur aus Pfennigen, sogenannten Denaren. Aufgrund der territorialen Zersplitterung gibt es eine kaum überschaubare Vielfalt an Pfennigen. Die meisten sind nur von sehr minderer Prägequalität. Auch werden diese minderwertigen Pfennige zum Leidwesen des Handels regelmäßig widerrufen und durch neue Prägungen ersetzt. Im Spätmittelalter wird durch zunehmenden Handel der Geldbedarf kontinuierlich höher und eine Vereinheitlichung der Vielfalt ist dringend notwendig. So kommt es, dass sich



Abb. 1



Abb. 2



Abb. 3

Der „Mannheimer Pfennig“ hat zweifelsfrei ein historisches Äquivalent. Er gehört zu den in der Kurpfalz geprägten Pfennigen, die beginnend im Mittelalter zunächst in Heidelberg und später auch in Mannheim produziert werden. Doch trotz seiner kurpfälzischen Herstellung liegen seine Wurzeln außerhalb der Kurpfalz. Im Rahmen dieser Ausarbeitung soll versucht werden, den Ursprung und die Geschichte des „Mannheimer Pfennigs“ zu ergründen. Zusätzlich wird die Gesamtheit aller weiteren kurpfälzischen Pfennige anhand von aktuellen Fotos aufgezeigt und das damals neu geschaffene Geldsystem im Übergang zur Neuzeit ausführlich erläutert. Beginnend im ausgehenden Mittelalter des 14. Jahrhunderts werden die kurpfälzischen Pfennige chronologisch bis in die badische Zeit aufgelistet, denn die Prägung von Pfennigen in Mannheim endet erst 1824.

1386 die vier rheinischen Kurfürsten (Köln, Mainz, Pfalz und Trier) dazu entschließen, entlang des Rheins ein einheitliches Währungssystem zu schaffen. Die neu geschaffenen Münzen haben eine sichtbar bessere Prägequalität. Sie sind dauerhaft gültig und werden nicht widerrufen. Dies schafft Vertrauen und fördert den Handel. Die Münzstätten der Pfalz befinden sich zu diesem Zeitpunkt in Oppenheim (bis 1436), Neustadt (bis 1436), Bacharach (bis 1465) und Heidelberg (bis 1735).

Dieses neue Geldsystem besteht aus nur drei Nominalen:

- Der Gulden als größtes Nominal aus Gold für den auswärtigen Handel.
- Der Albus als mittleres Nominal aus Silber für den inländischen Handel.
- Der Pfennig als kleinstes Nominal für den täglichen Gebrauch.

Abb. 1
Goldgulden Trier;
Werner III. von Falkenstein ab 1388

Abb. 2
Silberalbus Pfalz; Friedrich I. ab 1449

Abb. 3
Silberpfennig Köln;
Hermann V. von Wied ab 1515

 Ursprung und Geschichte des „Mannheimer Pfennigs“ von 1374–1824

1.1. Die rheinischen Goldgulden und der Silberalbus

Die neuen rheinischen Großmünzen sind von spürbar besserer Prägequalität als die mittelalterlichen Denare und zeigen auf der Vorderseite meist eine Heiligenfigur (siehe Abb. 1) und auf der Rückseite die vier kurfürstlichen Wappen. Je ein Kreuz für Trier und Köln sowie ein Rad für Mainz. Für die Pfalz Rauten oder ein Löwe, später dann auch den Reichsapfel. Je nach Prägestelle, erscheint das Wappen des prägenden Kurfürsten oft in der Mitte der Großmünzen. Außen herum gruppieren sich die kleiner dargestellten Wappen der anderen drei Kurfürsten (siehe Abb. 2, großes viergeteiltes Pfälzer Wappen in der Mitte). Die Umschrift des Silberalbus von Friedrich I. auf der Wappenseite lautet: „Mona Nova Bach“ = Neues Geld aus Bacharach. Der frühe Albus wird zunächst nur für die Gebiete am Mittelrhein geprägt. Ein Umlauf in der Pfalz ist erst ab 1464 gesichert, da zu diesem Zeitpunkt Kurfürst Friedrich I. größere Mengen nicht nur in Bacharach, sondern auch in Heidelberg schlagen lässt (siehe Exter; Part. Tab. XV. a).



Abb. 4
Friedrich I.; Goldgulden
aus Heidelberg 1468

Friedrich I. lässt ab etwa 1468 in Heidelberg auch Goldgulden prägen (siehe Abb. 4). Sie zeigen auf der Vorderseite den thronenden Christus, der mit der rechten Hand die Bibel segnet. Die Umschrift des Goldgulden und des Silberalbus auf der Vorderseite lautet: „FRID C P R DUX BAVA“ = Friedrich Pfalzgraf bei Rhein Herzog von Bayern. Bemerkenswert ist, dass der kurfürstliche Titel nicht erwähnt wird. Auf der Wappenseite der Goldgulden sieht man ein schräg gestelltes Blumenkreuz mit den Wappen von Pfalz/Bayern, Mainz, Trier und Köln. Die Umschrift lautet:

„MONA NOVA AUREA HEIDEL“ = Neues Goldenes Geld aus Heidelberg (siehe Exter; Part. Tab. XIV. a).

Während die Goldgulden wohl schon im 14. Jahrhundert in der Pfalz zirkulieren, wird der Albus erst ab 1417 in Bacharach produziert. Die Großmünzen enthalten immer einen exakt ihrem Nennwert entsprechenden Gold- bzw. Silberanteil. Der Goldgehalt der Gulden liegt im Mittel über die Jahre bei etwa 80%. Der Silbergehalt des Albus bei ca. 60% (anfangs bei beiden Nominalen auch deutlich höher). Da der Gold- und Silberpreis kontinuierlich je nach Verfügbarkeit schwankt, müssen die Goldgulden und der Silberalbus ständig in ihrem Gold- und Silbergehalt „feinjustiert“ werden. Dazu treffen sich die rheinischen Kurfürsten bzw. ihre Vertreter in sehr kurzen Abständen. Die Information bezüglich der aktuellen Gold- und Silberpreise bekommen sie aus der freien Messestadt Frankfurt. Frankfurt ist der zentrale Handelsplatz in Südwestdeutschland in der Frühen Neuzeit. Hier zirkuliert das rheinische Geld und die dortigen Münzfachleute kontrollieren argwöhnisch zu jeder Messe den Feingehalt aller Münzen und verlangen die sofortige Anpassung bei Androhung der weiteren Nichtzulassung im Frankfurter Handel.

Die Kurfürsten müssen deshalb für ihre Münzproduzenten immer wieder neue, aktuelle Herstellungsvorschriften ausarbeiten, damit die Großmünzen den richtigen Feingehalt aufweisen und am Handelsplatz Frankfurt akzeptiert werden. Regelmäßig werden die alten Gulden zu neuen mit passendem Feingehalt umgeschmolzen. Diese exakte und mühevolle Maßarbeit macht sich mehr als bezahlt. Das Vertrauen in den rheinischen Goldgulden wird so groß, dass er überall akzeptiert wird und die zentrale Leitwährung im alten deutschen Reich wird. Damit steigt auch das Ansehen der vier Kurfürsten. Der Goldgulden kann seine Position als Leitwährung nahezu zwei Jahrhunderte halten. Ab etwa 1500 ist die Relation für längere Zeit wie folgt:

1 Goldgulden	=	26 Silberalbus
1 Silberalbus	=	8 Silberpfennig

Der Münzverein erlangt kurz nach 1500 mit dem Beitritt von Hessen, Jülich-Berg, Kleve-Mark und Speyer seine größte Ausdehnung. Auch die freie

 Michael Plumpe

Tabelle 1: Kaufkraft der rheinischen Münzen in heutigem Euro

Nominal	Kaufkraft	Münzgewicht	Feingehalt	Münzgröße
1 Goldgulden	400,-€	3,5 g	80%	22 mm
1 Silberalbus	16,-€	2,0 g	60%	24 mm
1 Silberpfennig	2,-€	0,3 g	50%	14 mm

Handelsstadt Köln – ein weiterer wichtiger Mes-
seplatz neben Frankfurt – tritt zu dieser Zeit dem
Verein bei.

Ein Maurer oder Dachdecker verdient um 1500
ca. 15 Pfennig am Tag. Ein Roggenbrot (1,5 kg)
kostet 2 Pfennig und 1 kg Fleisch mit Knochen
6 Pfennig. Ein Huhn kostet ebenfalls 6 Pfennig und
4 Eier bekommt man für 1 Pfennig. Wenn auch
die Löhne gegenüber den Lebensmitteln deutlich
niedriger sind als heute, so kann man doch sagen,
dass um 1500 ein relativer Wohlstand herrscht. Es
sind friedliche Zeiten mit weitreichender Preis-
und Währungsstabilität. Dies ist die Zeit der Blüte
des rheinischen Münzvereines.

1572 wird der gemeinsame Vertrag des Münz-
vereines unter tatkräftiger Mithilfe des pfälzischen
Kurfürsten Friedrich III. nochmals den Zeitumstän-
den angepasst. Doch zum Ende des 16. Jahrhun-
derts beginnt aufgrund der immer schärfer ausge-
tragenen konfessionellen Spannungen schließlich
der Niedergang des rheinischen Münzvereines.
Der Goldgulden verliert seine Stellung als Leit-
währung.

1.2. Die rheinischen Silberpfennige

Während also der Feingehalt von Goldgulden und
Silberalbus permanent überwacht wird, ist dies
bei den Pfennigen nicht der Fall. Diese können
von den Münzherren in eigener Verantwortung
geschlagen werden. Meist wird auf den kleinen
Pfennigen nur ein einzelnes grob geschnittenes
Wappenschild innerhalb eines Perlkreises auf-
geprägt. Jahreszahlen fehlen fast immer. Öfters
finden sich einzelne Buchstaben, die die Präge-
stelle oder den Prägeherren angeben. Die Pfen-
nige sind nur einseitig geprägt und haben her-
stellungsbedingt eine leichte Schüsselform, daher
kommt auch die Bezeichnung „Schüsselpfennige“.
Die Schüsselpfennige sind im 14. Jahrhundert in
Südwestdeutschland entstanden. Sie waren insbe-
sondere im Gebiet zwischen Bingen und Straßburg
sehr verbreitet.

In der Zeit von etwa 1390 bis 1520 vereinbaren
die Kurfürsten von Pfalz und Mainz immer wieder
gemeinsame Pfennig-Verträge. Diesen treten auch
andere kleinere Fürsten bei. Der Pfennig-Vertrag
übt so einen Gruppenzwang aus und diszipliniert
die beteiligten Fürsten zur Einhaltung des vor-
geschriebenen Silbergehaltes des Pfennigs. Es
herrscht zum Segen der Wirtschaft und der Bevöl-
kerung weitgehende Geldwertstabilität. Die Redu-
zierung des Silbergehaltes ist auch in dieser Zeit
aufgrund von steigenden Edelmetallpreisen oft
unumgänglich. Dies führt gewöhnlich aber nicht
zu einem Kaufkraftverlust. Ab etwa 1524 werden
die Pfennig-Verträge nicht mehr verlängert. Per
Reichstagsbeschluss kann nun jeder Landesherr
Pfennige nach eigenem Gutdünken prägen. Der
Silberanteil sinkt daraufhin kontinuierlich ab, da
immer zu viel und zu schlecht produziert wird. Die
Pfennige haben im 16. Jahrhundert einen vorge-
schriebenen Feingehalt von nur noch etwa 30%
Silber (siehe Tabelle 2). Der Rest ist Kupfer. Eichel-
mann stellt dazu treffend fest: „Die Geldpolitik der
Münzvereine war stabiler als die eines einzelnen
Landesherrn.“

Mit dem Prägen von Pfennigen können die
Münzherren nun viel Geld verdienen. Offiziell
dürfen anfangs aus einer Silbereinheit (= 234 g)
maximal für 9 Gulden Pfennige geschlagen wer-
den. Da die Silbereinheit zu dieser Zeit knapp
8 Gulden kostet, kann hier pro Silbereinheit mehr
als 1 Gulden verdient werden. Die Münzherren
nutzen dies schamlos aus und sorgen so für eine
regelrechte „Pfennig-Flut“. Insbesondere viele
kleine Fürsten des Reiches mit Münzrecht trei-
ben so ihr Unwesen. Auch verordnete Prägepausen
können diesem Übel kaum Abhilfe verschaffen.
Jeder versucht für sich, maximalen Profit zu
erwirtschaften. Niemand prüft den Feingehalt
und niemand sorgt für Sanktionen. Mitte des
16. Jahrhunderts ist der Preis für eine Silberein-
heit aufgrund des hohen Bedarfs schon auf fast
10 Gulden gestiegen.

Ursprung und Geschichte des „Mannheimer Pfennigs“ von 1374–1824

Tabelle 2: Wertminderung der Pfennige im Vergleich zum Goldgulden

Jahr	1 Goldgulden entspricht	Silberanteil je Pfennig	Gewicht je Pfennig
1424	150 Pfennig	50%	0,38 g
1461	192 Pfennig	40%	0,32 g
1502	208 Pfennig	40%	0,30 g
1559	300 Pfennig	28%	0,36 g

Insbesondere ab dem Ende des 16. Jahrhunderts werden auch vom kurfürstlichen Administrator Johann Casimir und von Kurfürst Friedrich IV. minderwertige Münzen geschlagen. Speziell Friedrich IV. ordnet sich damit in die vorderste Reihe der Münzverschlechterer ein. Als Rohmaterial dienen überwiegend Silbermünzen mit höherem Feingehalt, die so auf Kosten der Pfennige immer seltener werden. Die dadurch verursachte starke Wertminderung führt zu weitreichenden wirtschaftlichen Folgeschäden und mündet schließlich in die Hyperinflation des Dreißigjährigen Krieges. Der rheinische Münzverein ist Geschichte, er versinkt im konfessionellen Strudel.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg ist es Kurfürst Karl Ludwig, der den Gulden neu definiert und das danieder liegende Geldwesen der Pfalz wieder auf feste Füße setzt. Der rheinische Goldgulden hat ausgedient. Der neue Gulden ist jetzt aus Silber und entspricht 60 Kreuzern. Aus dem Silberallbus werden 2 Kreuzer. Auch ein neuer Silberpfennig wird entworfen. Karl Ludwig erkennt mit hohem Sachverstand, dass der neue silberne Gulden sowie Kreuzer und Pfennig eine Basis für den Wiederaufbau und den wirtschaftlichen Aufschwung in der Pfalz bilden.

2. Chronologie der Kurfürstlichen Pfennige in Heidelberg und Mannheim

Kurfürst Ruprecht I. (1356–1390; Abb. 5) gründet in Heidelberg 1386 die Universität und ist außerdem im selben Jahr einer der Gründerväter des rheinischen Münzvereines. Pfennige lässt er schon vor der Gründung des rheinischen Münzvereines zunächst in Amberg und Sulzbach (Oberpfalz) prägen. Seine frühen Oberpfälzer Pfennige haben noch ein mittelalterliches Erscheinungsbild. Sie wirken grob und undeutlich geprägt (Abb. 6).



Abb. 6
Ruprecht I.; Pfennig mit mittelalterlichem Prägebild; Amberg vor 1374

Laut Werner Transier werden dann aber ab 1374 neue hochwertigere Silberpfennige produziert, und zwar überwiegend in Heidelberg. Diese frühen Heidelberger Pfennige haben ein modernes Erscheinungsbild mit Perlkreis und feinerer Prägung. Der Perlkreis ist ein neues, qualitatives Merkmal, welches diese Pfennige von den bisherigen mittelalterlichen Pfennigen unterscheiden soll. Der Perlkreis ist übernommen worden vom erfolgreichen Straßburger Lilienpfennig, der zu dieser Zeit bereits eine für den Handel begehrte und stabile Leitmünze am Oberrhein ist und von vielen süddeutschen Münzherren – so auch von Ruprecht I. – nachgeprägt wird. Nachdem diese direkte Nachprägung der Straßburger Lilienpfennige misslingt (ausführliche Erläuterung, siehe unten) versuchen Ruprecht I. und seine Nachfolger, ihre eigenen neuen Pfennige am Ober- und



Abb. 5
Ruprecht I. (1309–1390), ab 1356 pfälzischer Kurfürst mit seinen beiden Gemahlinnen, Elisabeth von Namur sowie Beatrix von Berg (rechts)

Ellen Suchezky

„Carl Theodor! – Dein Geist lebt fort in diesen Hallen!“¹

Die Nachfolgesammlung des Mannheimer Antikensaals im Spiegel eines Reiseberichts von 1809

Nachdem Kurfürst Carl Theodor (1724–1799) seinen Hof im Zuge der Wittelsbacher Erbregelung 1778 nach München hatte verlegen müssen, zogen nach und nach auch die zugehörigen Kunstsammlungen, darunter der berühmte Mannheimer Antikensaal, mit dorthin um. Der Mannheimer Antikensaal war eine Sammlung von Gipsabgüssen antiker Statuen, die im 18. Jahrhundert, angeschlossen an die Mannheimer Zeichnungsakademie, als Vorlagensammlung der künstlerischen Ausbildung gedient, aber zugleich auch einen kulturellen Anziehungspunkt gebildet hatte, der auch von prominenten Zeitgenossen wie Goethe und Schiller besucht und beschrieben worden war. Als Mannheim und die rechtsrheinische Pfalz im Zuge der napoleonischen Neuordnung der Landesgrenzen 1803 an Baden fielen, bemühte sich Karl Friedrich von Baden (1728–1811) (Abb. 1) als neuer Landesherr darum, möglichst Ersatz für die Kunstsammlungen zu schaffen, die Mannheim mit dem Umzug der kurfürstlichen Residenz nach München verloren hatte. Erworben wurden dazu eine Gemälde- und eine Kupferstichsammlung.¹ Als Ausgleich für den verlorenen Mannheimer Antikensaal wurde im Auftrag Karl Friedrichs durch den badischen Gesandten Emmerich Joseph von Dalberg (1773–1833) ein Grundstock von nahezu zweihundert Gipsabgüssen in Paris erworben.² Diese sollten nun jedoch als Teil der neu gegründeten „Großherzoglichen Gemäldegalerie“ im Mannheimer Schloss Aufstellung finden, während der Antikensaal des 18. Jahrhunderts nicht im Schloss aufgestellt, sondern räumlich direkt an die Verschaffelt'sche Zeichnungsakademie in den „Quadraten“ (F 6, 1) angeschlossen gewesen war.

Wie der Mannheimer Stadtchronist und Direktor des Mannheimer Schlossmuseums Friedrich Walter (1870–1956) später berichtete, spendete „ein Reisender von 1809 dieser Sammlung, die er unter



Führung des Galeriedirektors Stassens besuchte, in der Rheinischen Bundeszeitung begeistertes Lob“.³ Da die Sammlung selbst heute nahezu unbekannt und der Reisebericht an „entlegener Stelle“ publiziert ist, soll diese Quelle im Folgenden in Auszügen vorgestellt und eingeordnet werden.

Der von Friedrich Walter erwähnte Reisebericht erschien im Januar 1809 in der „Rheinischen Bundeszeitung“ unter dem Titel „Reise eines Neugie-

Abb. 1
Philipp Jacob Becker,
Kurfürst Karl Friedrich
von Baden, um 1805,
Schloss Mannheim.
Staatliche Schlösser und
Gärten Baden-Württem-
berg. Wikimedia Com-
mons (Public Domain)

„Carl Theodor! – Dein Geist lebt fort in diesen Hallen!“

rigen. Fragment aus einem noch ungedruckten Werke“.⁴ Der Autor bleibt anonym, wir erfahren jedoch zumindest so viel, dass er aus „W.“ stammt und dort Familie hat („ein freundliches Weib und ein paar muntere Buben“).⁵ Auf seiner Reise hatte er zuvor Frankfurt und Heidelberg besucht und gelangte nun nach Mannheim.⁶

Die „Rheinische Bundeszeitung“ selbst bildet eine antiquarische Rarität und existiert nur noch in sehr wenigen Exemplaren, eines davon in der Bibliothek der heutigen Reiss-Engelhorn-Museen in Mannheim – nicht unwahrscheinlich, dass es dieses Exemplar ist, das auch Friedrich Walter in Händen hatte.⁷ Als politisches Blatt enthielt der Text – auch der Reisebericht selbst – die eine oder andere herrscherliche Huldigung bzw. Respektsbezeugung, nicht nur gegenüber dem Haus

Baden, sondern auch in Bezug auf Frankreich und Napoleon, unter dessen Aufsicht die Veröffentlichung letztlich stand. Der Stil des Reiseberichtes steht im Zeichen der Romantik, was insbesondere deshalb bemerkenswert ist, als diese gemeinhin eher von einer Distanz zur klassischen Antike geprägt ist.

Zusammen mit dem ältesten Inventar der Sammlung aus dem Jahr 1805 (heute im Generallandesarchiv in Karlsruhe)⁸ bildet der Reisebericht von 1809 eines der frühesten Zeugnisse der erst wenige Jahre zuvor (ab 1803) im Mannheimer Schloss neu eingerichteten Gipsabguss-Sammlung antiker Plastiken. Anders als das Inventar von 1805, das lediglich die in der Sammlung vorhandenen Abgüsse aufzählt (195 Nummern), verrät der Reisebericht Genaueres über deren Aufstellung in der Großherzoglichen Gemäldegalerie und ihre Verteilung auf verschiedene Säle. Außerdem erfahren wir, dass der Verfasser des Reiseberichtes vom Direktor der Gemäldegalerie Sebastian Staasens (auch: Stassens) (1752–1831) persönlich durch die Sammlung geführt wurde, was dafür spricht, dass es sich um einen höherrangigen Gast handelte – die meisten Besucher dürften wie sonst üblich vom Galeriedienstler durch die Räume begleitet worden sein.

Die Großherzogliche Gemäldegalerie war im ersten Stock des östlichen Quer-(Galerie-)flügels des Mannheimer Schlosses untergebracht (Abb. 2). Die Sammlung der Antikenabgüsse verteilte sich innerhalb der Gemäldegalerie auf drei Säle, wobei sich zwischen dem ersten und dem zweiten Saal ein Raum „zum Studium des Zeichnens und Modellirens“ befand, sodass die jungen Künstler unmittelbaren Zugang zu den Abgüssen als Modellen hatten.⁹

Der Reisebericht: Mannheim, Schloss und Gemäldegalerie

Wie der Reisende berichtet, hatte er Mannheim bereits einige Jahre zuvor schon einmal besucht, die Stadt dabei jedoch in einem Zustand der Bombardierung und Belagerung vorgefunden.¹⁰ 1795 war Mannheim im Ersten Koalitionskrieg in Schutt und Asche gelegt worden, als österreichische Truppen die Stadt im Zuge der Rückeroberung aus französischer Besatzung bombardierten:¹¹

Abb. 2
Galeriefügel des Mannheimer Schlosses mit Schlossbibliothek, um 1920. MARCHIVUM



Ellen Suchezky

„Es war eine Zeit, wo ich mir vorgenommen hatte, recht viel böses von dieser Halbinsel zu sagen; Trümmer und Kanonen im Ueberfluß machten mich übeln Humors, des Nachts hatte man keine Ruhe, und am Tage fand ich die Künste trauernd. Ich floh mit dem festen Vorsatze, nie wieder zu kommen. Aber nicht alle Vorsätze werden ausgeführt, und wie ich beim Wiederanblick fand, noch von Ferne, wo die Sonne das Tableau lieblich genug beleuchtete, hat die Stunde der Auferstehung früher geschlagen [...]“¹²

Am ersten Tag seines neuerlichen Aufenthaltes in Mannheim besichtigte der Reisende das Zeughaus und das Skulpturen-Monument (später Marktplatzbrunnen) auf dem Markplatz:

„Mein erster Ausflug war ... nach dem *Zeughaue*, ob es noch stehe. Lache nur über den vermeintlichen Fürwitz; sein metallenes Eingeweide kümmerte mich wenig, wenig ob *Hinz* oder *Kunz* es weggeführt. Kugeln und Feuermörser sind für mich kein ästhetischer Anblick, und ich hätte nichts dagegen, wenn alle Lavetten in der kultivierten Welt in Egge und Pflug verwandelt würden. Aber dieses herrliche Monument der Baukunst zu schauen, werde ich nie müde werden, und sein Anblick sey immer ein Opfer des Danks den erhaltenden Göttern. – Ich eile nach dem Markplatze, um das in der Mitte prangende herrliche Monument zu beschauen. Es hat gelitten in dem Sturme des Kriegs. Ich fand es zu meiner Freude gänzlich hergestellt [...]“¹³ Danach besichtigte er noch die Grupello-Pyramide („die schöne Bronze-Gruppe“) auf dem Paradeplatz. Am Abend des ersten Tages stand ein Theaterbesuch auf dem Programm („Palmira“).¹⁴

Der zweite Tag sollte den „Kunstschätzen im Schlosse“ gelten, von denen man ihm eine „reiche Ausbeute“ versprach.¹⁵ Zunächst aber besuchte er am Morgen die Werkstatt des großherzoglichen Hofbildhauers Maximilian Joseph Pozzi (1770–1842), den er bei der „Abendtafel“ des vorherigen Tages kennengelernt hatte:

„Es ist ein wenig spät Tag geworden für meine Ungeduld. Das Frühstück mag noch warten. Ich mache einen Gang in das Atelier unsers Künstlers. Da fand ich manches was mich anzog, liebliche Gruppen, einen Reichthum von Modellen. Die Büste des französischen Kaisers, die er eben

unter dem Meisel hatte, zog meine ganze Aufmerksamkeit an sich. Sie ist für einen Fürsten aus Norden, in Naturgröße aus Carrarischem Marmor. Der erhabene tiefbedeutende Charakter dieses Monarchen ist meisterhaft ausgedrückt. Unter den kleinen Kabinets-Arbeiten dieses Künstlers gefiel mir noch besonders das Portrait des Großherzogs von Baden, des ehrwürdigen Nestors der deutschen Fürsten, in Alabaster gearbeitet. Güte und Wohlwollen sprechen den Beschauer laut aus diesen Zügen an.“¹⁶

Im Anschluss besuchte er das Mannheimer Schloss und die Sammlung der Antikenabgüsse in der Großherzoglichen Gemäldegalerie:

„Meine Neugierde treibt mich ins Schloß. Du kennst dieß große majestätische Gebäude, werth, der Aufenthalt eine Königs zu seyn. Auch wohnt bereits eine Königin darin, eine *Herrin* über die Herzen [Großherzogin Stéphanie von Baden, Anm. E. S.] [...].¹⁷ – Leider lebt unser C... noch in schlimmem Andenken; auf dem linken Schloßflügel steht sein Name mit *großen* Buchstaben – für mich ästhetischen Menschen ein unfeiner Anblick! Vieles Rauhe hat die Zeit weggewischt; *dieses* Kriegszeichen steht noch!¹⁸ Aber im Innern des Gebäudes wohnen meine Götter; dort laß mich anbeten und dem Genie der vergangenen Zeit meine Huldigung bringen. – Den alten berühmten Antikensaal hat ein rauher Sturmwind weggeführt; das wußte ich längst. Zweifelhaft betrat ich den *Neuen Saal*. Meine Ueberraschung war groß; ich fand mehr als ich suchte. ‚*Carl Theodor!* rief ich aus; Dein Geist lebt fort in diesen Hallen!‘ – Die Milde *Carl Friedrichs*, des edlen Großherzogs, hat den Künsten einen neuen Tempel aufgebaut, wo sich die Jünger der Kunst dankend versammeln. Durch seinen Gesandten in Paris, einen großen Kunstfreund, ließ Er die neue Antiken-Gips-Sammlung besorgen. *Baron Emmerich von Dalberg* ... Ihm gebührt der zweite Dank! Durch seine Conexionen, durch rastlose Verwendungen, gelang es ihm, diese zahlreiche, streng gewählte, prächtige Sammlung aufzustellen.“¹⁹

Im dritten Teil des Reiseberichtes folgte dann der eigentliche Rundgang durch die Sammlung der Antikenabgüsse, durch die ihn Sebastian Staasens, der Direktor der Großherzoglichen Gemäldegalerie, führte:

„Carl Theodor! – Dein Geist lebt fort in diesen Hallen!“



Abb. 3
Statuette der sog. Ceres
Mattei (Höhe 1,06 m),
Antikensammlung der
Universität Heidelberg,
A58. Foto: Hubert
Vögele

Louisa van der Does

„... völlig einsichtslos in Bezug auf primitivste sittliche Begriffe ...“ Das Leben und Schicksal der Maria Bauß (1916–1943)



Abb. 1
Fröhlichstr. 2–4, 1943.
Foto: MARCHIVUM,
KF028469

Abb.2
Riedfeldstr. 78, 1944.
Foto: MARCHIVUM,
KF028627



„Den Plünderer trifft die Todesstrafe“ – unter diesem Aufsehen erregenden Titel verkündete am 7. August 1943 das Hakenkreuzbanner (HKB), das Mannheimer Presseorgan der Nationalsozialistischen Partei, ein Urteil des Sondergerichts, das knapp zwei Wochen zuvor ergangen war. Zu den Hintergründen führte der Verfasser des Berichts weiter aus:

„Die vielfach wegen Diebstahls vorbestrafte, schlecht beleumundete Maria Bauß aus Kohlhaus entwendete noch während des Großangriffs feindlicher Flieger auf Mannheim aus einem durch Feindeinwirkung teilweise zerstörten und deshalb nicht mehr bewohnbaren Haus unter Ausnutzung der allgemeinen Verwirrung und Bestürzung allerlei Gebrauchsgegenstände, mit denen sie sogar anschließend noch Tauschhandel zu treiben versuchte, der ihr aber schlecht bekommen ist. Sie hat sich durch Ihre [sic] gemeine Tat außerhalb der Gemeinschaft unserer durch die feindlichen Terrorangriffe schwer geprüften Zivilbevölkerung gestellt und nach dem Willen des Gesetzes und dem gesunden Volksempfinden ihr Leben verwirkt.“¹

Bei dem Ereignis, auf das hier Bezug genommen wird, handelt es sich um den Fliegerangriff in der Nacht vom 16. auf den 17. April, den insgesamt 225. Luftangriff auf Mannheim, bei dem die Royal Air Force zwischen Mitternacht und vier Uhr früh 15 Minen, 600 Spreng-, 2 500 Stab- und 5 000 Phosphorbomben auf das Stadtgebiet abwarf.²

Zu den betroffenen Stadtteilen zählte unter anderem die westliche Neckarstadt, und damit auch die Gutemannstraße, Wohn- und Arbeitsplatz der besagten Maria Bauß. Die Straße war seit 1903 stadtbekannter Bordellbezirk und im Zuge einer zwiespältigen Prostitutionspolitik unter der NS-Herrschaft – Marginalisierung und Verfolgung von Prostituierten und Zuhältern einerseits, Instrumentalisierung der Prostitution für staatliche Zwecke andererseits³ – zum einzigen Ort im Stadtgebiet geworden, an dem Prostitution ausgeübt werden durfte. Seit Jahresanfang bewohnte Maria Bauß dort im dritten Stock der Hausnummer 9 ein Zimmer. Konkret warf man ihr vor, im Nachgang des Luftangriffs den Luftschutzkeller des Hauses verlassen, und aus dem Zimmer ihrer Kollegin Edith Steinbach die folgenden Gegenstände weg-

Das Leben und Schicksal der Maria Bauß (1916–1943)

genommen zu haben: Ein Paar Hausschuhe, eine Reitgerte, zwei Flaschen Parfüm, mehrere Handtücher und ein Unterkleid. Der zeitliche Zusammenhang mit dem Luftangriff war insofern bedeutend, als eine solche Tat nicht als Diebstahl, sondern Plünderung bewertet und nach §1 der Verordnung gegen Volksschädlinge vom 5. September 1939 mit dem Tode bestraft werden konnte. Der Geldwert der fraglichen Gegenstände spielte dabei keine Rolle.

Die Zuständigkeit für diesen Bereich der Rechtsprechung hatten die Sondergerichte, an denen, vergleichbar der Institution des Volksgerichtshofs, zwischen 1933 und 1945 vor allem politisch Oppositionelle abgeurteilt und dabei massenhaft NS-Justizverbrechen begangen wurden. Das Mannheimer Sondergericht war am 30. März 1933 als Kammer des Landgerichts⁴ mit Räumlichkeiten im Westflügel des Mannheimer Schlosses eingerichtet worden. Vorsitzender war bis 1937 Landgerichtspräsident Alfred Hahnemann, in der Nachfolge Landgerichtsdirektor Edmund Mickel.⁵ Bis Kriegsende wurden insgesamt 73 der über 80 hier gefällten Todesurteile vollstreckt. Zu den Betroffenen gehörten neben Maria Bauß noch zwei weitere Frauen aus der Gutemannstraße, denen ebenfalls Plünderung im Zusammenhang mit dem Luftangriff am 16./17. April 1943 zur Last gelegt wurde. Die Strafsache Rosa Eckel/Margarethe Stögbauer wurde durch den Arbeitskreis Justiz und Geschichte des Nationalsozialismus in Mannheim e.V. erforscht und stellt für die stadthistorische Erinnerungskultur inzwischen eine – gleichwohl tragische – cause célèbre dar. Während zu diesem Fall verschiedentlich geschrieben worden ist,⁶ lag das Schicksal der Maria Bauß bislang weitgehend im Dunkeln. Es ist das erklärte Ziel des vorliegenden Beitrags, ihre Lebensgeschichte anhand archivarischer Quellen zu rekonstruieren und historisch zu kontextualisieren.

Kindheit und Jugend

Maria Theresia Bauß, genannt Maja, kam am 13. Januar 1916 in Kohlhaus, Fulda, zur Welt. Ihre Familienstruktur kann nicht vollständig aufgeschlüsselt werden, brachten doch beide Eltern, der Schlosser Johann (auch: Johannes) Bauß und Sofie (auch: Sophie) Faust, verwitwete Nuss,



bereits Kinder in die Ehe. Namentlich bekannt sind insgesamt elf Kinder, von denen vermutlich fünf, darunter Maria, gemeinsame Kinder des Ehepaars waren. Sofie Bauß musste einen hohen Preis für die vielen Geburten zahlen: Nach der Entbindung ihres letzten Kindes blieb sie an beiden Beinen gelähmt.⁷ Dass auch ihr Mann, wie es später in den Akten des Sondergerichts heißt, Invalide und noch dazu alkoholkrank gewesen sei, kann nicht verifiziert werden. Möglicherweise handelte es sich um sozialassistive Vorstellungen des Gerichtspersonals, die von der NS-Ideologie stark geprägt waren und „asoziale Großfamilien“ betra-

Abb. 3
Gutemannstraße 9,
um 1948. Foto:
MARCHIVUM,
Bestand Gladrow

Das Leben und Schicksal der Maria Bauß (1916–1943)

E 1

Geburtsurkunde

(Standesamt Engelhelms Nr. 4/1916)
 ist am 15. März 1916
 in Buffförsel geboren.
 Vater: Johann Bauß, Pflanzler, Buffförsel
 Mutter: Weggie geb. Hermann Büß, Buffförsel

Änderungen der Eintragung: _____

Engelhelms den 15. August 1928

Der Standesbeamte
Bügel



A 51. Geburtsurkunde (mit Elternangabe) 1938.
 Verlag für Standesamtstempel o. m. b. V., Berlin SW 61, Wilhelmstraße 108. 7

Abb. 4
 Geburtsurkunde 1916.
 Foto: Archiv des Landes-
 wohlfahrtsverbandes
 Hessen, K17/5361

fen. Ähnliches gilt für Lotte, Sofies Tochter aus erster Ehe, die angeblich an Anfällen litt, bei denen ihr Schaum aus dem Mund trat. Dass Lotte später in eine Anstalt in Marburg sowie in die Landesheilanstalt Merxhausen eingewiesen wurde, wurde dabei gewiss als Bestätigung für den angenommenen Zusammenhang zwischen „erblicher Minderwertigkeit“ und „Asozialität“ gewertet. In Wahrheit spielte vermutlich weniger eine tatsächlich vorliegende Krankheit als vielmehr der Umstand, dass Lotte drei Kinder von drei Männern hatte, eine Rolle: Die Einweisung in eine Anstalt war zeitgenössisch das Mittel der Wahl, um junge Frauen zu kontrollieren, die durch promiskuitives Verhalten die etablierte Geschlechterordnung infrage stellten.

Maria besuchte bis zu ihrem 14. Lebensjahr die Domschule in Fulda. Obwohl sie aufgrund der

Krankheit ihrer Mutter häufig Unterricht versäumt⁸ und mit dem Rechnen Schwierigkeiten hatte, war sie kein einziges Mal sitzen geblieben und ihr allgemeines Verhalten wurde mit „gut“ benotet.⁹ Im selben Jahr ereignete sich in ihrer Familie eine Tragödie: Am 15. Mai 1930 erhängte sich Sofie Bauß. Ob sie aus „Gram“ über Lottes Leben¹⁰ handelte, in „geistiger Umnachtung“¹¹ oder vielmehr aus Verzweiflung über ihre körperliche Einschränkung, ist ungewiss. Rätselhaft bleibt auch, wie ein Mensch mit ihrem schweren Handicap Suizid durch Erhängen¹² begehen konnte. Mit ihrer Pflege, der Verantwortung für den Haushalt und die jüngeren Geschwister hatte sicher schon bisher ein enormes Gewicht auf Marias Schultern gelastet. Möglicherweise ging ihr mit ihrer Mutter nun noch ein wichtiger emotionaler Rückhalt verloren. Und auf den Schicksalsschlag folgte bald ein weiterer. Nur anderthalb Jahre später stürzte der Vater Johann Bauß bei einer Geburtstagsfeier eine Böschung hinab und starb an den Folgen. Das Sondergericht würde später nicht zögern, auch diesen Vorgang mit Alkoholismus in Zusammenhang zu setzen. Im Alter von 16 Jahren war Maria nun Vollwaise. Um für ihren Lebensunterhalt zu sorgen, war sie weitgehend auf sich allein gestellt.

Vermutlich auf Vermittlung des Fürsorgeamts kam sie zunächst als Hausangestellte im Heilig-Geist-Hospital Fulda in Stellung, einem Altenpflegeheim. Anschließend arbeitete sie für einen Bäckermeister, doch auf dieser Stelle hielt es sie nur zwei Wochen. Maria „brannte durch“, ohne dem Arbeitgeber und dem Amt Meldung zu machen, und flüchtete nach Frankfurt zu einem Onkel.¹³ Was war vorgefallen? In den Akten des Sondergerichts heißt es später, sie habe bei ihrem Weggang „auch schon Sachen entwendet[.]“¹⁴ „Auch schon“? Beginnt hier die kriminelle Laufbahn der 1943 im HKB beschriebenen, „vielfach wegen Diebstahls vorbestrafte[n], schlecht beleumundete[n] Maria Bauß aus Kohlhaus“? Tatsächlich markiert das Jahr 1932 einen Wendepunkt in Marias Leben. Der mutmaßliche Diebstahl bei dem Bäckermeister markiert den Beginn einer langen Serie von Ereignissen, die sich nach dem immer gleichen Muster abspielten: Antreten einer Stelle, Diebstahl und Flucht nach kurzer Zeit, Aufgreifen durch die Polizei, Verurteilung zu einer

 Louisa van der Does

Haftstrafe oder Einweisung in eine Anstalt. Dieses Muster, das zu durchbrechen Maria trotz guter Vorsätze nie gelingen sollte, war ausschlaggebend dafür, dass sie im Laufe ihrer 27 Lebensjahre als „Berufsverbrecherin“, „haltlose Psychopathin“ und „Volksschädling“ gebrandmarkt wurde. Eine Frage, die sich Gesundheitsbehörden, Fürsorgerinnen, Richter, Ärzte und Psychatriepersonal zu keinem Zeitpunkt stellten, war die nach der Motivation. Beging Maria die Diebstähle aus materieller Not, oder war ihr Handeln zwanghaft? Die Gleichförmigkeit des Schemas und der bisweilen geringe Geldwert der entwendeten Gegenstände lassen die Vermutung zu, dass Maria von der Impulskontrollstörung ICD-10 F63.2 betroffen gewesen sein könnte, besser bekannt unter der nicht mehr ganz zeitgemäßen Bezeichnung Kleptomanie.¹⁵ Jeder Versuch, im Rückblick und nur anhand der Quellen zu verifizieren, dass Maria an ICD-10 F63.2 litt, muss jedoch als zweifelhaft bewertet werden und derartiges kann und soll hier auch nicht geleistet werden. Vielmehr soll alternativ zu der Darstellung in den Gerichtsakten eine mögliche Erklärung der wiederholten Vorkommnisse angeboten werden.

Marias seelischer Zustand muss zu diesem Zeitpunkt in der Tat sehr schlecht gewesen sein, denn aus ihrer nächsten Anstellung entfernte sie sich nicht nur, sondern hinterließ auch eine Nachricht, dass sie sich im Main zu ertränken beabsichtige.¹⁶ Anschließend irrte sie in Frankfurt umher, bis sie schließlich aufgegriffen wurde. Sie verbüßte ihre erste Haftstrafe von vier Wochen im Gefängnis Kassel. Später im Jahr wurde Maria, inzwischen in Stuttgart, erstmals wegen Prostitution aktenkundig. Seit dem Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten von 1927 war die Ausübung von Prostitution zwar nicht mehr verboten, doch bestimmte Verhaltensweisen blieben kriminalisiert, etwa die Werbung um Freier „in einer Sitte oder Anstand verletzenden“¹⁷ Weise oder in der Nähe von Schulen und Kirchen. Vielleicht war Maria in Unkenntnis des Gesetzes durch eine solche Verhaltensweise auffällig geworden, wahrscheinlicher ist jedoch, dass man sie sistierte, weil sie augenfällig minderjährig war. Maria wurde für sechs Wochen ins Arbeitshaus eingewiesen – genauer in die Landesarbeitsanstalt und Landesfürsorgeheim Breitenau. Diese „multifunk-

tional genutzte[.] Anstalt“¹⁸ beschreibt Wolfgang Ayaß in einer Studie (1992) ausführlich und legt ein besonderes Augenmerk auf die dort eingewiesenen Prostituierten. Laut Ayaß war aufgrund der neuen Gesetzeslage „ab 1927 strafrechtliche Arbeitshausunterbringung aufgrund des Prostitutionsvorwurfs faktisch abgeschafft. Von 1927 bis zum Machtantritt der Nationalsozialisten weist der Breitenauer Aktenbestand nur eine Einweisung wegen Prostitution nach.“¹⁹ Hierbei dürfte es sich um Maria gehandelt haben.

Breitenau, Pommern und das erste Kind

Die Anstalt Breitenau hat im Laufe ihrer Geschichte „fast sämtliche Formen totaler Institutionen angenommen“²⁰ und bestand zum fraglichen Zeitpunkt aus den Abteilungen Arbeitshaus und Fürsorgeheim. Mit dem Machtantritt der Nationalsozialisten im Folgejahr sollte noch ein Konzentrationslager für politische Schutzhäftlinge hinzukommen. Nach einer Phase der Reform- und Modernisierungsbestrebungen in den 1920er Jahren befand sich die Anstalt in der Krise, war hochverschuldet und zahlenmäßig auf 75 Insassen im Jahresdurchschnitt reduziert.²¹ Die Ungewissheit über die Zukunft der Anstalt könnte dazu beigetragen haben, dass für Maria eine relativ kurze Unterbringung angeordnet worden war. Möglicherweise sollte ihr Aufenthalt auch nur eine abschreckende Wirkung erzielen, anderenfalls man sie als Minderjährige eher für einen langfristigen Aufenthalt in das Fürsorgeheim verbracht hätte. Offenbar war Maria also als „besserungsfähig“ eingestuft. Genauer ist über ihre Zeit in Breitenau nicht in Erfahrung zu bringen. Die Frauenabteilung des Arbeitshauses war nur klein, ihre Insassinnen wurden „hauptsächlich zum Melken und im Gemüsegarten eingesetzt. Ausschließlich Aufgabe der Frauen war das Waschen und Flickern der Anstaltskleidung bzw. der Bettwäsche sowie das Strümpfestricken. Außerdem zählten sämtliche Putzarbeiten innerhalb der Anstalt zum Aufgabenbereich der weiblichen Insassen.“²² Dies soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Arbeit äußerst hart war, bei extrem langen Arbeitszeiten vor allem im Sommer und einer Entlohnung, die lediglich ein Viertel des regional üblichen Tarifs betrug.²³ Es sollte nicht Marias letzter Aufenthalt in Breitenau sein.

Claude W. Sui

Ein Fotoalbum aus Cleveland, Ohio, USA, aus der Bürgerkriegsära, 1867

Abb. 1–4
Fotoalbum aus Cleveland, Ohio, USA, aus der Bürgerkriegsära, 1867, Hersteller: ALTEMUS & Co Philadelphia. Im Besitz der Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim/Forum Internationale Photographie. © Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim, Foto: Maria Schumann

Abb. 5
Werbeanzeige von ALTEMUS & Co Philadelphia. © Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim, Foto: Maria Schumann

Eine prächtige Trouville aus der Fotosammlung des Forums Internationale Photographie an den Reiss-Engelhorn-Museen ist ein Fotofamilienalbum aus Cleveland, Ohio, 30. Juli 1867. Die Maße betragen 15 cm hoch x 13 cm breit x 6,5 cm tief. Der Einband ist wie eine kostbare Bibel mit Messingbeschlägen und eingefassten Porzellanperlen auf Leder, welches mit tiefen Prägungen und Ornamenten sowie goldenen Lineamenten verziert ist, aufwendig hergestellt (Abb. 1 bis 3). Auf

der ersten Seite, dem sogenannten Schmutztitel des Albums, prangt in kunstvoll geschwungenen goldenen Lettern „The Photographic Album“ wie auch der Name des Herstellers: ALTEMUS & Co Philadelphia (Abb. 4). Im Jahr 1863 erhielt Altemus ein Patent für eine besondere Art der Bindung ihrer Fotoalben, die zu jener Zeit zu einem großen Verkaufsschlager wurden (Abb. 5).¹

Das Album ist ein Dokument deutscher Auswanderergeschichte im 19. Jahrhundert.

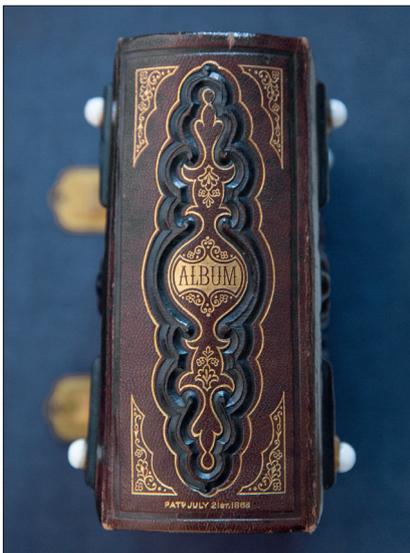
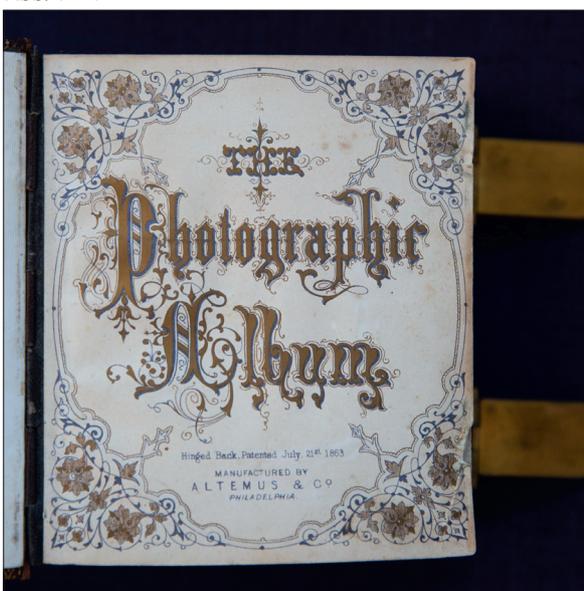


Abb. 1 – 4



Abb. 5



ALTEMUS & CO.,
BLANK BOOKS
 AND
PHOTOGRAPH ALBUM MANUFACTORY,
 401
RACE STREET,
PHILADELPHIA.

HAVE on hand, and constantly manufacturing, *Patent Hinge-back Blank Books*. Also, the *Patent Hinge-back Albums*, being the sole owners and makers of the above. Albums of all kinds. Also, *Blank and Memorandum Books*, at the *very lowest cash prices*.

Ein Fotoalbum aus Cleveland, Ohio, USA, aus der Bürgerkriegsära, 1867

„Für Margaretha Horr. Zur freundlichen Erinnerung von deinem Bruder J. Nussdorfer“, lautet die Widmung in Kurrentschrift auf der zweiten Seite, dem Frontispiz, des Fotoalbums. Vermutlich handelt es sich bei J. Nussdorfer um Jacob Nussdorfer aus Meckenheim bei Neustadt in der Pfalz. Auf der gegenüberliegenden Seite, dem Haupttitel, ist eine zweispaltige Liste mit Nummern von eins bis fünfzig, um die Namen der abgelichteten Personen einzutragen. Deshalb steht oberhalb der Liste als Überschrift „Index to Portraits“. Allerdings wurde die Liste nicht mit Namen versehen. Es sind genau 49 Personen abgebildet, Kleinkinder, Jugendliche, reifere sowie betagte Individuen. Von den 49 Abbildungen stammen fünf Aufnahmen aus einem Fotostudio aus Cleveland mit der Stempelaufschrift: „W. C. North's / New Rooms, / 211 Superior Street, / Cleveland, O.“ (s. Ende des Essays, die Fotografenstudios) (Abb. 6 und 7).

Alle anderen Porträtaufnahmen stammen von weiteren Familienmitgliedern oder Freunden und Bekannten aus Deutschland (Abb. 8 und 9). Die rückseitigen Fotografien zeigen Fotostudios aus Mannheim (Fotostudio der Gebrüder Matter, Emil Bühler), Neustadt / Pfalz (Georg Ferner mit Filialen in Kaiserslautern, Edenkoben), Landau / Pfalz, Speyer (Fotostudio Lange mit einer Filiale in Grünstadt), Germersheim (Fotostudio J. Gessner), Landshut (Fotografische Anstalt L. Reiser, die sich auf Soldatenporträts spezialisiert hat, da die Adresse lautet „vis-à-vis der Cürassier-Kaserne“), Zweibrücken (Photografisches Atelier Stützel). Dies lässt eine topografische Eingrenzung der Familie wie auch des Freundeskreises zu, von denen viele aus der Pfalz, die damals zu Bayern gehörte, sowie aus Mannheim kamen.

Abb. 6–7
Auswanderer nach
Cleveland, Ohio, USA
aus dem Familienkreis
Nussdorfer aus Mecken-
heim bei Neustadt in
der Pfalz, Fotostudio aus
Cleveland W. C. North's.
© Reiss-Engelhorn-
Museen Mannheim,
Foto: Maria Schumann



Abb. 6



Abb. 7

Ein Fotoalbum aus Cleveland, Ohio, USA, aus der Bürgerkriegsära, 1867



Abb. 8

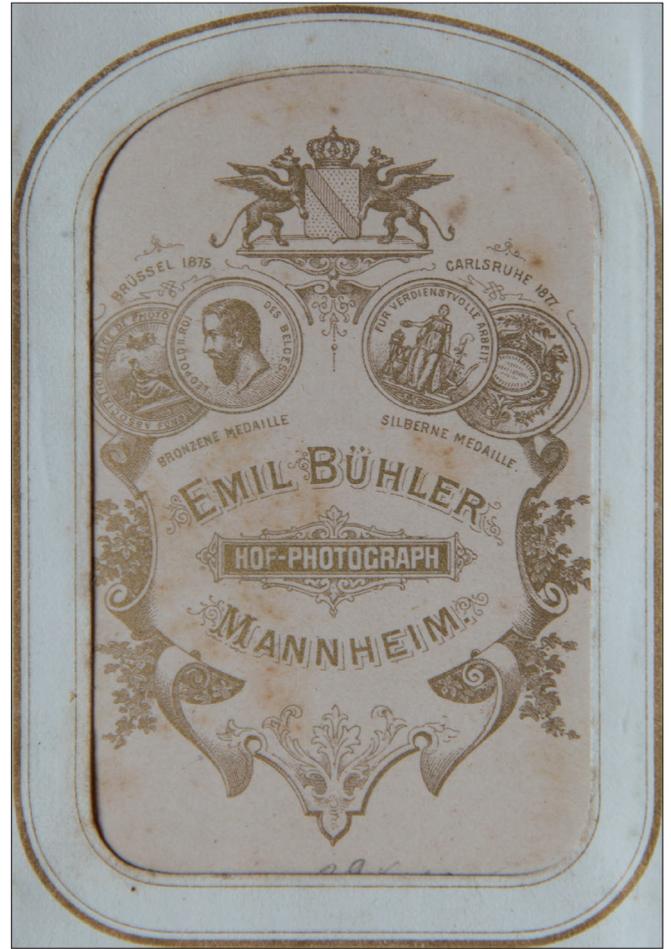


Abb. 9

Abb. 8–9
Aus dem Familienkreis
Nussdorfer, Fotostudio
Emil Bühler, Mannheim.
© Reiss-Engelhorn-
Museen Mannheim,
Foto: Maria Schumann

Zum Fotostudio William Case North in Cleveland, Ohio:

William Case North (1814–1890), Ambrotypie- und Daguerreotypie-Künstler und Fotograf, tätig in Cleveland (Cuyahoga) von 1850 bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1880. Geboren in Kingston, New York, arbeitete er in den späten 1840er Jahren in Oberlin (Lorain). Am 20. Juni 1849 heiratete er Anna Jenison Mahan, die Tochter des ersten Präsidenten des Oberlin Colleges. Er genoss eine erfolgreiche Karriere in Cleveland, wo er mit James F. Ryder und anderen führenden Fotografen zusammenarbeitete, bevor er seine eigene Galerie in der Superior Street eröffnete, die er um 1856 an seinen Neffen, Walter C. North, verkaufte und ein oder zwei Jahre später zurückkaufte. Unterstützt wurde er in den späten 1850er Jahren von dem Porträtmaler Hiram Alonzo Pease und von 1863 bis 1869 von Christan F. Schwerdt. North war ein häufiger Preisträger auf den Ohio State

Fairs und wurde landesweit für seine stereoskopischen Ansichten bekannt. Bis 1874 wurde er in den Stadtrat von Cleveland gewählt und widmete sich ab 1880 ganz den bürgerlichen Aktivitäten. Er starb am 9. März 1890 in Cleveland. Im Fotoalbum befinden sich drei Fotoporträts wohl von einer Familie – Vater, Mutter mit Kleinkind –, die aus dem Fotostudio in Cleveland stammen, wie dies auf der Rückseite ein Stempel belegt (Abb. 6 und 7).

Der Amerikanische Bürgerkrieg (1861–1865)

Auf der Rückseite eines Porträts, das einen Soldaten in US-Uniform während des Amerikanischen Bürgerkriegs oder Sezessionskriegs zeigt, ist eine spezielle 2 Cent-Briefmarke, eine sogenannte U.S. Revenue Stamps, darauf geklebt (Abb. 10 und 11). Das Bild des Gründungsvaters der USA, George Washington, ist erkennbar, welches auf einem Werk von Gilbert Stuart basiert. Die Brief-

Claude W. Sui

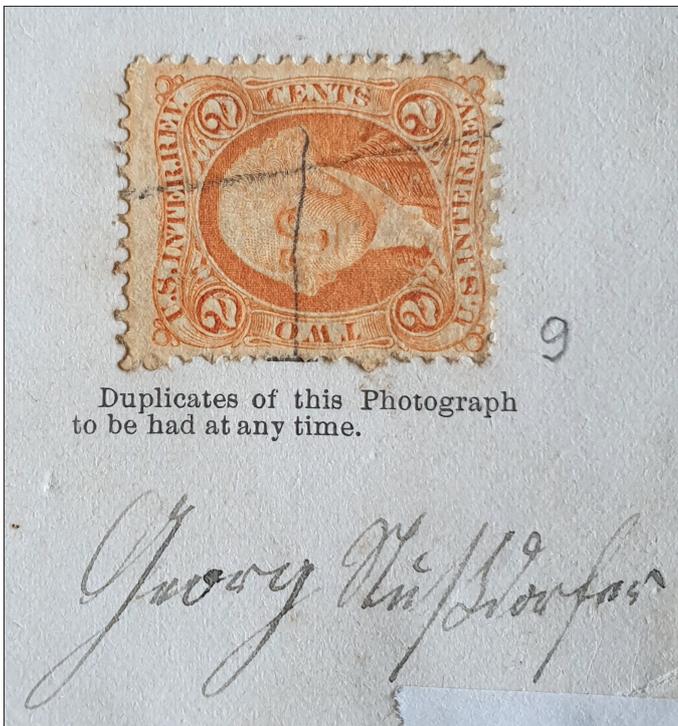


Abb. 10

marke wurde nicht mit einem Stempel, sondern mit Strichlinien eines Bleistifts und einer Nummer entwertet. Das Foto in Größe einer Visitenkarte wurde wie eine Postkarte vielleicht aus dem Krieg an die Daheimgebliebenen geschickt oder einfach als Souvenir-Foto verwendet. Es wurde in einem Fotostudio vor einem gemalten Hintergrund und einem Tisch, um die lange Belichtungszeit ohne Bewegung besser zu überstehen, aufgenommen. Mit Tinte steht auf der Rückseite säuberlich der Name geschrieben: Georg Nußdorfer. Ein gedruckter Hinweis des Fotostudios vermerkt, dass jederzeit weitere Abzüge des Fotos erstellt werden können („Duplicates of this Photograph to be had at any time.“).

1862 wurden mit dem sogenannten Revenue Act, der die Schaffung einer Einkommensteuer unter Abraham Lincoln vorsah, neue Steuern auf viele Dinge des täglichen Lebens eingeführt und für jeden steuerpflichtigen Gegenstand spezielle Briefmarken verlangt.

Als der Bürgerkrieg von 1861 bis 1865 eine tiefe wirtschaftliche, soziale und politische Spaltung zwischen Nord- und Südstaaten schuf, mehr als 700.000 Menschenleben forderte und die Sklaverei schließlich abgeschafft wurde, überlegte sich der fast am Rande des Bankrotts stehende Staat,



Abb. 11

wie man weitere Steuern auf inländische Waren wie Tabak, Alkohol, Medizin, Parfüm und Spielkarten erheben konnte. Hierfür wurden als Zahlungsnachweis Briefmarken verwendet.

Die Fotos stammen aus der frühen Ära der sogenannten Carte-de-Visite (CdV), die ein Visite-Format von ca. 6 x 9 cm besaß. Ab 1860 verbreitete sich dieses äußerst handliche Format weltweit und wurde äußerst populär. Es war preisgünstig und jeder – ob weniger oder wohl betucht – konnte sich ablichten lassen. Selbst die Königshäuser machten davon reichlich Gebrauch, diente doch die virale Distribution auch für eigene Propagandazwecke, um den Bekanntheitsgrad zu steigern. Zugleich führte diese neue fototechnische Entwicklung zu einer Demokratisierung, wie dieses Album beweist.

Etwa drei Generationen vereinen sich in diesem Album. In die Ferne wurde wie ein Kleinod ein Stück kostbares Erinnerungsgut in Form dieser Porträtkarten im Eingedenken an die zurück-

Abb. 10–11
Per Post verschickte
Porträtaufnahme von
Georg Nussdorfer,
rückseitig aufgeklebt mit
einer 2 Cent-Briefmarke,
eine sogenannte U.S.
Revenue Stamps.
© Reiss-Engelhorn-
Museen Mannheim,
Foto: Maria Schumann